

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 18.

Dienstag, 22. Januar

1929.

(4. Fortsetzung.)

### Fräulein Deutschland.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Rosa Porten.

Wäre Miriam nicht neugierig und mit sich beschäftigt gewesen, hätte er sicher ein heißendes Wort über seine Knidrigkeit, die alle Welt kannte, zu hören bekommen. So aber ging sie darüber hinweg und sagte, indem sie ihm die Krebschüssel reichte, scheinbar gleichgültig:

„Ihr arbeitet so! Und mit so vielen Überstunden?“

„Natürlich „drehen“ wir nicht so lange! Aber ich muß alles selbst vorbereiten. Auf Deri, den widerlichen Ungarn, ist ja kein Verlaß.“

„Also machst du jetzt auch Kostümsachen?“

„Aber nein! Du weißt doch, daß mir der historische Kram nicht liegt. Sind wir eigentlich hier zusammen, um Fach zu simpeln? Sei froh, daß du ein paar Tage von dem Zeug nichts zu hören brauchst. — Kennst du übrigens schon den neuesten Kulissenkatsch?“

Sie verneinte, und so erzählte er umständlich und abfichtlich breit einige Gerüchte, die angeblich in Bühnenteisen umliefen. An den Gerüchten war, wie er genau wußte, natürlich kein Wort wahr, — aber was kümmerte Arthur Kramer der Ruf anderer Leute, wenn er sich dadurch, daß er ihn zerpflichtete, über eine ungemütliche Situation hinweghelfen konnte. . . !

Miriam hatte in der Erregung fast nichts gegessen, aber mehr, als ihr gut war, von der schweren Bowle getrunken. Ihr Kopf rötete sich bedenklich bis unter die Haarwurzeln, und schließlich fragte sie, alle Diplomatie vergessend:

„Wer spielt meine Rollen?“

Kramer wollte die Frage überhören. Hartnäckig wiederholte sie sie jedoch dreis, viermal, so daß ein Ausweichen nicht länger möglich war.

„Mein Gott, wir suchen! Mit allen möglichen Frauen haben wir's schon probiert. Aber so wie du wirkst natürlich keine. . .“

Du lügst. Ich seh' es dir an, daß du lügst!“

Er wollte aufbrausen, den Beleidigten spielen, — doch sie nahm über den Tisch hinweg seine Hand und streichelte sie.

„Arthur!“ sagte sie weinerlich, „sprich die Wahrheit! Habt ihr einen Ersatz für mich?“

Er hatte inzwischen das Gleichgewicht, das ihre Frage bedenklich gestört, wiedergefunden und sich seine Lakt für das Rückzugsgesicht zurechtgelegt.

„Also, ich gebe dir mein Wort darauf, wir haben niemanden, der deine Rollen spielen kann!“ sagte er im Brustum der Überzeugung. „Rechmann hat da ein Mädchen aufgegabelt, an dem er herumdoftert, in der Hoffnung, aus ihr eine Miriam Holm zu machen. Daß der Versuch mißglückt, ist bombensicher. Wenn du also ruhig abwartest, müssen sie dir kommen, und du kannst fordern, was du willst.“

„Meinst du das bestimmt? Ich wußte ja, daß du zu mir halten würdest! Du bist ein guter Kerl. . .“

Sie weinte jetzt wirklich, die lang zurückgehaltene Spannung löste sich. Hemmungslos gab sie sich ihren Tränen hin. Plötzlich schrillte die Hausglocke.

„Mein Gott, wer kann denn so spät noch kommen?“

„Ob es Rechmann ist?“

Sie trat ins Speisezimmer und drehte die elektrische Beleuchtung an. Kramer trank schlürpfend sein Glas

aus und segnete den Ankömmling, wer es auch sein mochte. Die Situation hatte angefangen, ihm peinlich zu werden. . . Miriam stand in der Türöffnung und trocknete sich hastig die Tränen. Verdammt alt und zerfrittet sieht sie aus in dieser grellen Beleuchtung, dachte Kramer bei sich.

Aus dem Flur hörte man inzwischen einen jovialen, dröhnenden Bass hereinhallen. Kramer erkannte die Stimme des Rechtsanwalts Dr. Welten, des „Theater-Welten“, wie er bei einem Klienten hieß, die fast ausschließlich der Bühne angehörten. Er wollte die willkommene Gelegenheit zum Aufbruch benutzen, doch Miriam, die Dr. Welten entgegengegangen war und mit ihm ins Zimmer zurückkam, ließ ihn nicht los.

„Ich vertreibe Sie doch hoffentlich nicht?“ sagte Welten, vom Treppensteigen noch völlig außer Atem.

„Aber durchaus nicht, lieber Herr Rechtsanwalt! Wie ich sehe, hab' ich sogar noch einen Augenblick Zeit“, gab Kramer, auf die Uhr sehend, zurück.

Miriam klatschte in die Hände.

„Famos! Kommt Kinder, ich lasse von der Bowle eine zweite, verbesserte Auflage machen! . . . Doktorchen, seht dich her! Ich muß dir einen Fall erzählen. . . Also Kramer. . .“

Welten, der außerhalb seiner Sprechstunden nicht gern von „Fällen“ hörte, suchte abzulenken.

„Nanu?“ sagte er scheinbar erstaunt, „habt ihr Differenzen gehabt? Dafür hab' ich nur einen Rat: Vertragt euch!“

Kramer, etwas verlegen geworden, schüttelte abwehrend den Kopf. Miriam jedoch ließ sich nicht so leicht auf ein anderes Thema bringen.

„Es handelt sich ja nicht um Arthur und mich“, sagte sie mit schon merklich schwerer Zunge. „Er hat mir ja nur die Geschichte von Rechmann hinterbracht.“

Obwohl Welten und Kramer noch einmal den Versuch machten, ließ sie sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Ausführlich und mit endlosen Wiederholungen erzählte sie ihren Konflikt mit der Firma Rechmann G. m. b. H., die, wie sie behauptete, gegen sie kontraktbrüchig geworden sei.

Welten hatte resigniert ihre Klage angehört und dabei lebhaft der vorzüglichen Bowle, die Lore aufgetragen, zugesprochen.

„Ich soll also einen juristischen Rat erteilen?“ fragte er schließlich und nahm sich fest vor, ihr eine gehörige Rechnung dafür zu überreichen, daß sie ihm diesen himmlischen Abend, den er sich so ganz anders gedacht, verderbte.

Da sie darauf bestand, wurde er plötzlich ernst und sprach, jeder Zoll der vielbeschäftigte Anwalt, sachlich und sie nicht, wie bisher, duzend:

„Sie haben sich durch Ihre Weigerung, zu spielen, der Firma gegenüber ins Unrecht gesetzt, meine Liebe. Nicht Rechmann, sondern Sie, Verehrteste, sind kontraktbrüchig geworden. Das einzige, was Sie tun können, um die verfahren Situation zu retten, ist, daß Sie morgen früh hingehen und sich bereit erklären, Ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. Ihr bisheriges Fehlen motivieren Sie vielleicht mit Krankheit. . .“



„Ja? Meinst du, daß sie mich nicht nehmen müssen?“

„Denn „müssen“ kann natürlich nicht die Rede sein! Aber die Leute werden froh sein, daß sie Sie wieder haben, und daß Sie den ersten Schritt tun.“

„Nach ich, mach ich!“ rief Miriam, die Würde ihrer Stellung völlig vergessend, in die stille Sommernacht hinaus. „Morgen früh geh' ich hin . . . Daß du mich aber nichts vorher verrätst, Arthur.“

Kramer versprach, aufs peinlichste berührt, unverbrüchliches Schweigen.

„So, das wäre also erledigt“, sagte Welten atmend. „Und nun wollen wir einmal auf deine Zukunft anstoßen, schöne Miriam, auf deine Zukunft und deinen Zukünftigen!“

Die drei geschliffenen Kelche klangen zusammen. Miriam war selig, und Welten, der bereits beim achten Glase angelangt war, kam allmählich auch in Stimmung. Nur Kramer, den der Rechtsanwalt bei seinem improvisierten Toast auf den Zukünftigen zugeblinzelt hatte, war verstimmt und schweigsam. Er stand denn auch bald auf und verabschiedete sich, eine geschäftliche Verabredung vorschüßend.

Bersonnen schritt Kramer unter den blüten schweren Linden langsam den westlichen Vororten zu. Er war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er sogar vergaß, sich in den Hüften zu wiegen. Er war da in eine recht unbequeme Situation geraten und mußte sich einen Feldzugsplan zurechtlegen. Wenn Miriam morgen früh, — woran er, der sie genau kannte, nicht zweifelte, — ins Atelier kam und, als sei nichts geschehen, ihre Tätigkeit wieder aufnehmen wollte, war er der Erste, der mit ihr verhandeln mußte. Trat er ihr ablehnend entgegen, waren sie Todfeinde, stellte er sich auf ihre Seite, so sanken seine Aussichten bei der Poffen unter den Nullpunkt, falls Rechmann sich für diese entscheiden sollte.

Er sah da in einer Zwidmühle, aus der er nur mit diplomatischer Kunst heil herauskommen konnte. Wenn er nur gewußt hätte, wen Rechmann vorziehen würde. Aber der „Alte“ war ja völlig unberechenbar in seinen Entschlüssen! Da hieß es eben, es vorläufig mit keiner der beiden verderben, ehe nicht eine die unbefruchtete Siegerin war, schlau lavieren und dann mit kühnem Satz in das richtige Boot springen . . .

Er atmete erleichtert auf, — die Sachlage war jetzt völlig für ihn geklärt. Strupel und Jaghaftigkeit hatte er nie gekannt in den Wechselfällen seines tatenreichen Lebens. Er sah beim Schein einer Laterne auf die Uhr. Räum elj — das war für Schlafengehen noch reichlich früh. Er rief ein vorbeifahrendes Auto an und ließ sich in ein Café fahren, das hauptsächlich von Schriftstellern und Schauspielern besucht wurde.

Auf der Fahrt wiegte er sich in lockende Zukunftsträume. Des Junggefellens Lebens war er allmählich überdrüssig geworden. Wie anders wäre es, wenn er, statt die Stunden im Café zu verhocken, in einem behaglichen, vornehmen Heim säße, an der Seite einer Frau, die nichts Höheres kannte, als ihn. Er dachte dabei natürlich an Thea, — denn Miriam — du lieber Gott . . .! Wenn ihm das Geschick, wie bisher, wohl wollte, ging Thea, dies scheue, blonde Geschöpf, als Siegerin hervor. Da stand ja allerdings noch dieser Bräutigam im Wege, dieses langmahnige Untier . . .! Aber schließlich mit dem würde er auch fertig werden. Thea würde doch einsehen, daß dieser schwerblütige Musiker, dessen unpraktische Erfolgslosigkeit er herzlich verachtete, ihr keine Zukunft bieten könnte . . .

Herrgott, wenn er, Arthur Kramer, nur die Hälfte von dem Talent dieses sonderbaren Heiligen gehabt hätte, wäre er schon längst Millionär und könnte sich den Luxus einer Frau, die nichts verdienst, erlauben. Es legte sich im wie ein Alp auf die Brust, wenn er daran dachte, Rechmann könnte nach dem Prinzip „Sicher ist sicher“ handeln und die Helm wieder in Gnaden annehmen. Er fröstelte leicht, zündete sich eine Zigarette an und beschloß, nicht mehr an das zu denken, was morgen im Atelier bevorstand. „Wie's kommt, so kommt's“, sagte er halb laut zu sich, „und so muß ich's nehmen . . .“

Der Wagen hielt vor den erleuchteten Scheiben des Caféhauses. Kramer zahlte und trat, den Gruß des Portiers gönnerhaft mit einem Winken der Hand erwidern. Er schritt, einen Platz suchend, den breiten Mittelgang hinunter und fand schließlich noch einen leeren Tisch. Nachdem er sich ein Eisgetränk bestellt, pufte er umständlich sein Monotel und musterte ungeniert die Umstehenden, ehe er seine Zeitung zur Hand nahm. Plötzlich zuckte er zusammen. Räum zwei Schritte von ihm entfernt saß Frank Willinger, mit dem er sich soeben im Geiste noch beschäftigt. Der Musiker hatte ihn noch nicht bemerkt. Mitten in dem Getöse der Musik und dem Summen der halb laut geführten Unterhaltung saß er da und schrieb einen Brief, den er eben in den Umschlag steckte. Einen Augenblick starrte er, wie geistesabwesend, vor sich hin, dann tauchte er entschlossen die Feder ein und schrieb die Aufschrift. Er rief darauf den Kellner und zahlte.

Kramer plagte die Neugierde. Allzugerne hätte er gewußt, an wen dieser Brief gerichtet war. Er hatte das Gefühl, daß es für ihn von Vorteil sei, dies zu erfahren. Verstohlen über den Rand der Zeitung spähend, beobachtete er, wie Willinger sich jetzt erhob und, ohne seine Umgebung zu beachten, das Café verließ. Als er seinen Blick, der dem Musiker bis an die Ausgangstür gefolgt war, zurückwandte, bemerkte er den Kellner der, die Schreibmappe, die Willinger soeben benutzte, unter dem Arm, das Tintenfaß in der Hand, am Nebentisch stand und Bestellungen entgegennahm! Er winkte ihn heran und bat um das Schreibzeug. Nachdem der Kellner fortgegangen, wartete Kramer, bis der Beginn eines neuen Musikstückes die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt. Dann zog er einen kleinen Taschenspiegel hervor und begann das benutzte Löffelblatt abzulesen. Hier und da konnte er ein abgerissenes Wort lesen, seine Mühe wurde aber schließlich belohnt, als er in den energischen Zügen des Musikers den Abdruck der Aufschrift entdeckte, die „Fräulein Thea Poffen“ lautete.

Seine Ahnung hatte ihn also nicht betrogen! Er war selbst am erregt. Was, in des Teufels Namen, hatte dieser Mensch seiner Braut zu schreiben, die er doch am Nachmittag, wie er bestimmt wußte, gesprochen hatte, und die er morgen früh auf dem Wege zum Atelier begleiten konnte, wenn er ihr etwas Dringendes mitzuteilen hatte?! Stak da nur eine Künstlerschulle oder etwas anderes, ernsthaftes dahinter? Hatte vielleicht die Bemerkung, die er Thea über die Eifersucht ihres Verlobten gemacht, schon gewirkt und einen Streit zwischen den beiden veranlaßt?

Kramer schmunzelte. Nun, dann war ja seine Taktik richtig gewesen. Auf alle Fälle mußte er versuchen, morgen Näheres über den Inhalt des Briefes zu erfahren. Er traute sich schon zu, aus dem blonden Kinde herauszubekommen, was ihm zu wissen nötig war . . . (Fort) folgt.)

## Im Schneesturm auf dem Riesenfamm.

Von Editha Kühn.

Wer das Riesengebirge kennt, der weiß, daß der Schneeschuhläufer dort stets mit Wetterlaunen Rübzahl zu rechnen hat. Wenn es nun schon im Tale stürmt, daß man so recht von allen Seiten durchgeblasen wird, dann darf man auf dem Famm allerlei Überraschungen erwarten.

Im Schneetreiben vor dem Bahnhof Schreiberhau wartet die lange Kette der Schlitten auf ihr elegantes Publikum aus Berlin und Umgegend. Die groben Gefährte stiegen bald darauf mit umfangreichen Koffern an uns vorbei nach den Hotels im Tal, während die Hörnerschlitten mit dedenvermummten Gestalten zu den Bauden emporstiegen. Und von Einheimischen und Fremden müssen wir unterwegs manchen Ausruf über uns ergehen lassen, weil wir noch zum Famm hinauf wollen.

„Robbi?“

„Neue Schleifische Baude.“

„Bei dem Sturm? Na, Sie haben ja viel vor!“

Wo es zum Zadelstall steil hinaufgeht, sehen wir uns die Bobbahn mit ihren sechs Kurven an. Ein Stahlfrett rettet auf seinem Stod an uns vorbei die Rodelbahn hinab.



Krach, da liegt er! Wir liegen auch, vornüber ganz platt auf der vereisten Fläche, eins hinter dem andern. Eine nette Stellung, um die Füße ein bißchen im Knöchelgelenk zu strecken! So ähnlich muß das erste Holterstadium gewesen sein! Einige Herren überholen uns, Berlin SW. Sie lassen sich die Skier von einem Eingeborenen tragen. Das ist allerdings bequemer, doch weniger sportmäßig, zumal die Kavaliere schon in der Zuckelfallbaude einkehren. Im Gefühl unseres moralischen Plus stapfen wir weiter. Später werden wir von ein paar Jünglingen überflügelt, die ihre Bretteln an einem Bindfaden hinter sich herziehen. Man soll die Macht des bösen Beispiels nicht unterschätzen! Wir tun daher bald wie sie und binden den Strid am Gürtel fest. So merkt man die Skier kaum. Bei dem Sturm, der in den Bäumen heult, geht es uns wie den Waldführern bei einer Springprozession: zwei Schritte vorwärts und einen zurück. Kein Schnee mehr an den Bäumen. Den hat der Wind abgeschüttelt. Weiter oben gibt es vereisten Schnee, der allen Stürmen standhält. Der Weg will kein Ende nehmen. Bei jeder Biegung denken wir, daß es die letzte sei. Aber es kommen immer noch andere.

Der Wald wird niedriger. Nun hört er auf. Durch die blaugraue Dämmerung leuchtet in gelbflammernder Illumination die Baude. Wie das „Soria-Moria-Schloß“ der Norweger auf der Höhe von Holmenkollen so winkt es durch den Orkan, der uns fast umwirft uns mit Eisnadeln ins Gesicht sticht, uns den Atem raubt, und unseren Rücken unter den Sturmschlägen beugt. So nah am Ziel ist das nicht mehr schlimm. Aber mit Grauen denke ich an einen Schneesturm in den Alpen zurück, der mich und einen Skiaefährten am Großvenediger überraschte. Auf dem fahlen Plateau wollte uns mutlose Verzweiflung ertreffen. Voll Entsetzen sahen wir uns einer furchtbaren Naturgewalt gegenüber, vor der es kein Entzingen gab, nur Auflehnen bis zum Äußersten.

Wärme nach dem Sturm hat etwas außerordentlich Wohltuendes, Entspannendes, auch Versöhnliches. Nämlich den Menschen gegenüber, die in solche verkehrte Winter-einsamkeit der Kammhöhe den Luxus der Großstadt hingen müssen. Mögen sie nach ihrer Fassung selig werden! In unseres Herrgotts Haushalt sind viele Wohnungen, und in einer Kammbaude sind viele Tische, wo neben abendbleib-geschmückten Großstädtern die primitiveren Winterportler im Skifoktum sitzen, so wie sie der Sturm entlassen hat. Viele nehmen nur einen Wechsel der Fußbekleidung vor. Sieg der Zweckmäßigkeit, lange Norwegerhose! Welche Probleme gibst du der Damenwelt auf, die dich abends mit den Tanzschuhen verflöhnen wollen! Manche wideln Norwegerhänder um die Knöchel. Andere ziehen bunte Söckchen darüber. Aber immer werden ausgeschnittene Schuhe mit hohen Absätzen im Widerspruch dazu stehen. Es sind eben zwei Welten, zwei Weltanschauungen, die am Fußgelenk aufeinanderstoßen.

Ehe wir schlafen gingen, sahen wir nach dem Wetter. Es stürmte noch immer, und nasser Schnee schlug uns ins Gesicht. „Es bläst Eis“, sagte der Türhüter. Und das tat es denn auch, so daß am nächsten Tage der schönste Harsch unserer wartete.

Am Morgen hob sich der Reistträger mit seiner vereisten Baude glitzernd wie ein englischer Hochzeitskuchen vom gelblichen Himmel ab. Aus der Ferne lodte die Schneegrubenbaude von ihrer Höhe herüber. Und trotz des Sturmes strebten wir ihr zu. Als wir einmal haltmachten, um eine der phantastisch verschnitten Baumformen zu photographieren, schüttelte uns der Wind Mark und Bein durcheinander. Auf dem Schneegrubenstamm machte die Windsbraut erst recht keine Umstände. Erst packte sie uns, dann warf sie uns um. Zuletzt krochen wir auf allen Vieren von einer Stange zur andern, sturmgepeitschte, arme Kreaturen.

Diesmal hofften wir die Schneegruben zu sehen, was mir bei den vielen Mälen, die ich schon im Riesengebirge gewesen war, nur unvollkommen gelungen war. Aber Kübelzahl lenkte es anders. Gerade als wir die Baude erreichten, zog er eine seiner bestellten Nebelküllisen vor. In den Schneegruben brodelte es geheimnisvoll. Aber sie kütteten nicht ihre Schleier.

So statlich sich die Schneegrubenbaude auch von weitem ausnimmt, so ungemütlich ist sie auch jetzt noch im Innern, trotz der neuen Ausmalung. Gut, daß man jetzt anders baut!

Wir lehnten uns nach Abwärtsgeleiten. Aber die Abfahrt zur Martinsbaude war keine reine Freude. Weicher Schnee und Harsch wechselten. Diese böhmische Baude liegt windgeschützt in einer Senkung am Anfang des waldigen Talweges, der nach dem Bärengrunde und zur gemüthlichen Davidsbaude abgelenkt. Wie oft bin ich von dort über die Peterbauden nach Spindelmühle abgefahren oder steil zur Peterbaude angestiegen, als ich einmal bei einem Holzfaller wohnte.

Stille Waldfahrten lodten uns heute nicht. Wir hielten es mit dem Wind. So kommen wir zur Großen Sturm-

haude empor, die ihrem Namen alle Färe macht. Wo es oben zwischen Felsblöcken zu den „Pierdelöpfen“ anleitet, hanten sich die Skiläufer, die vom „Hohen Rad“ vom Sturm heruntergeweht oder aus eigener Kraft herabgewurzelt kamen. Manche schnallten zwischen den Felsen ab. Aber Abschnaller und Dranlasser kamen ungefähr zu gleicher Zeit auf der Höhe an. Denn was an Kraft erpart wird, geht ja auf dem Wege verloren. Die Pierdelöpfe waren so voll Harsch und Rauheit, daß sie Vögeln mit aufgeplustertem Gefieder allogen.

Dann ging's mit einigen Stürzen zur Peterbaude hinab. Die grobe Gaststube hat ein schmales Bauernkleid angelegt. Hochbetrieb wie immer. Das Publikum eine Mischung von Deutschen, Deutschböhmen und Tschechen.

Abwärtsgeleiten im langentbehrten Pulverschnee — bisher war der Schnee keinen Schuß Pulver wert gewesen — durch verschneiten Wald, an dem die böhmische Seite viel reicher ist als die deutsche. Ein kurzes Wiederleben mit der Adolfsbaude, dem behaglichsten und feinsten aller Riesengebirgsgasthäuser, kurz, weil wir noch vor Einbruch der Dunkelheit nach Hain abfahren wollten. Eine belebte Abfahrt! Vor allem an den steilsten Stücken zwischen Spindlerbaude und dem neuen Sportweg Rodelschlitten und Skiläufer in buntem Wechsel. Die Anfänger prasseln nur so hin auf der ausgefahrenen Bahn. Wohl Rassen-suggestion, daß alle stürzen! Ein Wunder, daß nicht mehr Skier draufgehen! Wenn ich es so trachen höre, während ich an einer steilen Wegbiegung auf mein Stihafertl warte — das auch der bewußten Suggestion unterliegt —, meine ich, die ganzen Bretteln müßten in Trümmer gehen. Aber, so weit ich Augenzeuge bin, bleiben nur zwei Skier auf der Strecke. Nun fällt mir das Stihafertl unverletzt vor die Füße und wir fahren vereint die neue Straße weiter. Ein gemächliches Gleiten durch Pflanzung und Wald, immer abwärts.

## Der „verlorene Sohn“.

(Eine Frik-Reuter-Anekdote.)

Der Vater Frik Reuters, der Bürgermeister von Stavenhagen, Johann Georg Reuter, war der Überzeugung, daß sein Sohn ein unverbesserlicher Leichtfuß, ein Verschwender und ein unheilbarer Trinker sei, denn allzu oft waren auch nach den bindendsten Versprechungen und ernstesten Gelöbnissen Rückfälle der unerfreulichsten Art erfolgt. So darf man sich nicht allzu sehr darüber wundern, daß der gestrenge Herr Bürgermeister es für eine sittliche Forderung hielt, daß sein Sohn Frik als Junggeselle durchs Leben gehe, um das Laster der Quartalsstrunkenheit nicht auf Nachkommen zu vererben, und daß er im Jahre 1845 ein Testament hinterließ, das einer Enterbung verzweifelt ähnlich sah: Das Erbe von 1750 Talern, das auf den Sohn entfiel, sollte nur dann ausgezahlt werden, wenn er drei Jahre lang keinem Rückfall in seiner Trunkseligkeit unterlegen sei, sollte aber auch dann den Schwestern zufallen, wenn Frik eine Ehe eingehen würde.

Als Frik Reuter einige Monate nach der Testaments-eröffnung in der Tat wieder seiner krankhaften Neigung verfiel, verließ er, nachdem er aus der Bewußtlosigkeit erwacht, heimlich in tiefer Scham seine Stellung als Koloniar auf dem Gute Demzin und hinterließ einen Brief, in dem er voller Bitterkeit zugab, daß der Vater ihn mit vollem Recht einen verlorenen Sohn genannt habe. — Zwanzig Jahre später gehörte Frik Reuter zu den angesehensten und gelehrtesten Schriftstellern Deutschlands. Er hatte trotz der väterlichen Warnungen ein Weib genommen und sich am Fuße der Wartburg in einem wundervollen Park aus eigenen Mitteln eine stolze Villa mit strobenden Gärten bauen können.

Als er seinem Freunde Franz Röll davon berichtete und die Worte schrieb: „Dies kleine Stückchen von Gottes Erde ist für mich eine Quelle unendlichen Genusses“, mußte er plötzlich an die Prophezeiungen seines Vaters denken, an den Hunger und an die Treberkost des verlorenen Sohnes. Da wuchs es wie Stolz in ihm auf und er schrieb von den Röstlichkeiten, die ihn heute umwachsen, gerade so, als blide sein Vater ihm über die Schulter und solle haunen. Er schrieb: „Auf den Terrassen stehen jetzt zirka 180 Stüd Äpfel, Birnen, Pflaumen und Kirschbäume, dergleichen etwa 20 Aprikosen und Pfirsche und 66 Weinstöcke Himbeeren und Stachelbeeren, Johannisbeeren, Haselnüsse und Wall-nüsse nicht gerechnet, und dazwischen hochstämmige Rosen und Georginen. . . In dem oberen Teil des Gartens steht in diesem Jahre das schönste Gemüse in reichlicher Fülle, ausgezeichnete Spargel und schönste Erdbeeren, Erbsen, Burseln, Kohlrabi, Zwiebeln, Bohnen, Gurken.“ Als Frik Reuter so weit gekommen war, richtete er sich einen Augenblick auf, atmete tief und sagte halblaut vor sich hin: „Wat sägst du nu, Vadder?“



## Im Zeichen des Karnevals.

Karnevalsfeiern haben ihre eigenen Gesetze und ihr eigenes Recht. Die Kostümfrage wird das aktuellste, lustigste Problem, das zu lösen die Mode alle Hilfsmittel heranzieht, für das sie alle Gebiete freigibt, „erlaubt ist, was gefällt“, Originalität und Kleidbarkeit allein diktiert die Wahl. — Das Phantasielokostüm ist auch in diesem Winter bevorzugtester Anzug. Groteske Formen, durch lebhaftes Farben und krasse Farbenzusammenstellungen noch betonter, ein Kolorismus, der ans Bizarre grenzt, beherrschen das Bild. — Die neuen kunstfertigen Gewebe kommen dieser Richtung entgegen. Glänzende schwerfallende Stoffe zeigen allerhand geometrische Figuren, stilisierte Pflanzen, köstliche Tierbilder. Häufig auch, und größtenteils mit dem meisten Effekt, malen geschickte Hände Gebilde ihrer Phantasie selbst auf die Gewebe, oder applizieren irgend welche Motive aus abweichendem Stoff. Mastenatlassen und Samten läßt man unverändert ihren geradezu königlichen Wurf, und die weichen Gold- und Silberlames garantieren an sich eine märchenhafte Wirkung. — Schick und grazios zugleich ist ein Phantasie-Kostüm, das aus einem langen Silberlames-Beinkleid besteht, das eine Handbreit über dem Knöchel durch ein schmales Bändchen zusammengehalten wird. Die enganliegende, ärmellose Taille aus jadegrünem Taffet hat einen weitabstehenden Schoß, der mit dem Silberlames des Beinkleides abgefüttert ist. Irrend eine phantastische Kopfbedeckung, die mit Perlen oder Similsteinen bestückt ist, oder aus kleinen geklebten Federchen besteht, vervollständigt den Anzug. — Der weibliche Pierrot, neben dem Domino wohl das älteste Kostüm, hat an Beliebtheit nichts eingebüßt, besonders, da er wie kein anderes abgewandelt werden kann. Sehr hübsch präsentiert sich da ein langes Beinkleid aus zartem, chinesisch-gelben Atlas, knapp geschnitten, etwa bis zur halben Wade, und dort durch ein andersfarbiges Bändchen gehalten. Die anliegende dekollierte Taille ohne Ärmel hat einen langen Schoß, der wie ein kurzes Röschchen wirkt. Ein großer Kragen aus farbigem Tüll, in der Art eines Müßkintragens, umschließt den Kopf. Die augenblickliche Tendenz des Unsymmetrischen in der Mode macht sich bei den Faschinas Kostümen in besonders drolligen Übertreibungen bemerkbar. Blüffierte Höschen mit einem langen und einem kurzen Hofenbein, — Bolants, die hinten zu einer majestätischen Schleppe auswachsen, während sie seitlich kaum die Hüften bedecken, — schreiend bunte Stoffenden, lächerlich unmotiviert gebracht — das sind Kostüme von unwiderstehlicher Komik. Außerordentlich wirkungsvoll im imposanten Sinne sind orientalische Märchengestalten. Hier drapiert man ganz nach Phantasie und Figur. Selbstverständlich müssen die schimmernden Gold- und Silberstoffe einen weichen, durch nichts unterbrochenen Wurf haben. Durch geheimnisvolle Augenschleier, glitzernde Steine, Perlen aller Farben und Größen vervollständigt, zaubern sie die ganze Pracht orientalischen Lebens vor. Auch die heitere Welt des 18. Jahrhunderts findet in jedem Winter seine Verkörperung in graziosen, lächelnden Rokodamen, in den Reifröcken aus zartem postellgetöntem Atlas, der gepuderten, hochtourierten Perücke, dem dunklen Schönheitsschmuckchen. — Von brünetten Frauen wird die Spanierin besonders geschätzt. Sehr seriös und noch nicht so oft gesehen ist ein Kostüm mit einem langen, tomatenroten Rock aus weicher Kunstseide, der in vielen Bolants arrangiert ist und in einer kleinen Schleppe endet. Die Taille ist ein glattes Leichen mit großem Dekolleté. Dazu wird ein schwarzer spanischer Spitzenchal getragen oder ein großes weißes Tuch mit leuchtend roten Rosen. Die kleine, schwarze Pannetappe, ebenfalls mit roten Rosen geschmückt, hält der hohe, spanische Kamm.

## Mit Skier, Rodel und Schlittschuhen.

Wir Frauen haben noch besondere Gründe, uns für den Winterport zu begeistern: er ist unendlich kleidsam. Es gibt wohl keine Frau, der Winterport „nicht steht“. Und außerdem, wie tolerant ist gerade hier die Mode, so unverrückbar andererseits ihre Gesetze: Zweckmäßigkeit und Einfachheit auch sind. Welche reiche Verwendungsmöglichkeit bietet nicht schon der Reifseanzug des Winters. Er wird nicht wie der Reifedress sonst bei der Ankunft in den Schrank gehängt, um dort seine Wiederaufnahme am Tage der Abreise zu erwarten, sondern ins sportmäßige abgewandelt und bleibt die ganze Zeit in Aktion. — Zu dem rauchfärbigen, widerstands-

fähigen Wollmantel oder leichten Sportpelz trägt man auf der Reise am besten ein Zumperkleid oder ein durchgehend gearbeitetes kleines Kleid in den Schwebungen des Mantels und den kleinen garniturlosen Filzhut oder die randlose Kappe, die mit Kleid und Mantel ebenfalls harmonisiert. Am Kurort selbst wird dieses Ensemble dann höchst einfach ein vorbildliches Promenadenkostüm, indem man den dunklen Kleiderjumper mit dem gemusterten sportlichen Zumper vertauscht. — diagonale Streifen sind sehr modern — und eine farbige Wollgarnitur anlegt, die einheitlich Kappe, Schal, Rollschädel und Handschuhe umfaßt. Das ist gleichzeitig der Anzug für den „Sehport“, d. h. dem Zuseher bei Sportwettkämpfen, Vorführungen, Schlittenfahrten und Nachmittags-tee. Es macht sich übrigens bei diesen Winterportkostümen von Jahr zu Jahr mehr die Neigung zu gedeckten Farben und einheitlichen Farbenzusammenstellungen bemerkbar. Auch was das Belwert anbelangt, das sehr fein abgestimmt, häufig in der hellsten Nuance des Grundtones des Kostüms gewählt wird. So trägt man beispielsweise Kombinationen, bei denen Mantel und Rock in tiefem Grün sind, der Wolljumper in gut dazu passendem rot, häufig mit mattgrauen oder braunen Streifen diagonal durchzogen, und Kappe, Schal und Rollschädel ebenfalls in rot. Besonders beliebt sind in diesem Jahre Zusammenstellungen in braun-beige, dunkelblau-bleu, und, als allermodernstes, schwarz-weiß. — Für die Sporttreibenden hat man ein Univerfalkostüm für alle Winterportarten erdacht: den Schneeoverall. Er ist sehr praktisch und zweckmäßig aus imprägniertem Wollstoff in dunklen Farben. Bluse, Taschen und die langen Beinkleider haben Reißverschluss, der Gürtel wird durch ineinandergreifende Ringe geschlossen. — Das idealste Skikostüm ist der dunkelblaue Norweger, zu dem man heute gern an Stelle der wenig kleidsamen Schirmmütze und der Militärbluse eine weiche Wollkappe und ein farbiertes Flanellhemd mit einfarbigem Schluß trägt. — Zum Rodeln gewinnt die kurze, weite Rodhose, die wie ein Röschchen wirkt und auf der Promenade und im Restaurant auch lieber getragen und gesehen wird als die kurzen Knicker, immer mehr Anhängerinnen. Immerhin bleiben eine ganze Anzahl Frauen den Kleibern treu, tragen aber, was ihnen entschieden eine „angenehmere“ Note gibt, dazu eine etwas absteigende Flauschade in Fingertopflänge, die aus zweckmäßigen Gründen über den Kopf gezogen wird. — Das Eislaufkostüm hat ganz weiblichen Charakter. Kurzen, plissierten oder geschweiften Rock, hellen Sweater mit hochgeschlossenen oder gerolltem Kragen, für Ruhepausen den Cardigan darüber. Geschweifte Taschen mit Pelzverbrämung in glatten Wollstoffen, an denen der Schnee nicht haften kann, und dunkle Prinzesskostüme, die fast wie aus Stichen der neunziger Jahre wirken, sind die Neuheiten der Saison.

## Frauenleben — Frauenstreben.

Die zahnärztlichen Hilfschwestern. Bisher war der Beruf der zahnärztlichen Hilfschwestern noch vollkommen ungeschützt. Es bestand weder die Forderung einer bestimmten Vorbildung, noch ein staatliches Abschlußexamen, noch gab es irgend welche sozialpolitische Schutzbestimmungen gegen Schädigung des Berufes. Nunmehr hat sich ein Reichsverband zahnärztlicher Hilfschwestern mit dem Sitz in Magdeburg gebildet, der als Hauptprogramm die Forderung nach geregelter Ausbildung mit Abschlußprüfung aufstellt. Weiter will der Reichsverband bestrebt sein, die Gefahren beruflicher Schädigung von seinen Mitgliedern abzuwenden und die Durchführung direkter und indirekter Schutzmaßnahmen anzuregen. Eine Verbandseitschrift soll der standespolitischen und fachlichen Schulung der Verbandsmitglieder dienen.

## Praktische Winke.

Flöheverteilung. In alten Häusern finden sich, namentlich in weniger benutzten Kammern, häufig zahlreiche Flöhe, die sich in Betten, Bettvorlegern, Fußböden und dergl. aufhalten und eine wahre Landplage werden können. Auch wo man viel mit Tieren, namentlich Hunden, umgehen muß, ist eine „Flöheinführung“ nicht selten und so muß zu Ausrottungsmaßnahmen gezwungen werden. Flöhe hält man aus den Betten durch Insektenpulver fern. Aus den Dielenritzen beseitigt man sie durch Aufwischen mit Lössol, Lössolmischungen oder durch eine Abkochen von Kalmuswurzel, Ingwerwurzel und Koloquinten zu gleichen Teilen. Teppiche müssen gründlich durch Klopfen oder Staubsauger entstaubt werden.